

Vom Adel des Geistes

Autor(en): **Büchli, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **24 (1944-1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Adel des Geistes.

Von Arnold Büchli.

Zu den Reden und Gedichten von Gottfried Bohnenblust*).

Die Rede ist eine Urform der Kunst; ohne fremden Werkzeugs zu bedürfen, wendet sich der Mensch an den Menschen, Seele an Seele, Geist an Geist. Wer durch die Schule der Alten gegangen, hat Kraft und Anspruch des Wortes achten gelernt: es will, daß wir das Wesentliche wählen, das Gewählte nach klaren Mäßen ordnen und alles auf das Ziel ausrichten.

Führt sich mit diesen lichten Sätzen des Vorworts der stattliche Band der Gesammelten Reden von Gottfried Bohnenblust nicht auf das vorteilhafteste ein? Wie ein Redner, der etwas zu sagen hat und gleich mit den ersten Worten seines Auftretens zu fesseln versteht. Und je tiefer der Leser eindringt, um so reicher, um so bedeutender und beglückender wird ihm die Gedankenfülle des Buches, und am Ende ergeht es ihm mit diesem wie jedem, der sich notwendige, gewachsene Werke der Kunst und der Wissenschaft zu eigen gemacht: er mag, er kann sich das Reich des Geistigen ohne ihr Dasein und Sosein gar nicht mehr denken.

Sie haben schon immer begeisterte Zuhörer gehabt, diese formschönen, geistvollen Reden, und werden durch das Buch nun noch weitere Kreise entflammen. Kein Wunder, sind sie doch als ein Lebenswerk anzusprechen, als goldener Niederschlag einer wissenschaftlichen Wirksamkeit, die sich nicht in pflichtgemäßer Erfüllung des verwalteten Lehrauftrages erschöpfte, sondern Jahrzehnte lang akademische Jugend bildend selber sich zu umfassender Erkenntnis, zu höchster Persönlichkeitskultur emporzubilden, die Pflicht empfand. Bezeichnend für die Tiefe dieser Wirksamkeit ist die Entstehungsgeschichte des Buches. Freunde und Schüler haben dem Sechziger — ist er's wirklich schon? — die Sammlung seiner Reden nahe gelegt. Mag die Anregung ihm erst befremdlich gewesen sein — das Gelingen, das freilich ein beträchtliches Stück neuer Gedankenarbeit bedingte — denn es galt, manche der Ansprachen aus dem Zeitläufigen ins Zeitlose zu erheben — muß dem Jubilar doch gezeigt haben, daß die Anreger das Gewicht der Reden richtig eingeschätzt haben.

Bemerkenswert ist allein schon die Vielseitigkeit der in die Betrachtung einbezogenen Bereiche: eine Welt, eine wahre universitas selbstgedachter Gedanken, die dennoch nicht auseinanderfällt, sondern in klar abgegrenzte, sich immer wieder berührende Arbeitsgebilde geordnet ist. Das erste, zu

*) Gottfried Bohnenblust: Vom Adel des Geistes. Gesammelte Reden. Morgen-Verlag, Zürich 1943.

sammengeschaut unter dem Titel „Größe und Grenze des Menschen“, bietet Reden über Bach und Beethoven, großgesehene Wertungen, denen sich in erfrischender Abwechslung literarhistorische Porträts anschließen (Claudius, Goethe, Pestalozzi, Eichendorff). Tief ist Gottfried Bohnenblust in die Antike eingedrungen und tief darum auch in Goethes Denken und Dichten. Dessen Wirkung in deutscher und welscher Schweiz bringt uns eine besondere Rede zu lebendiger Anschauung. Der Beherrscher der Philosophie führt uns sodann auf Kants Gedankengänge und würzt auch andernorts Kunst- und Kulturbetrachtung mit Lebensweisheit, deren fesselnde Formung sie stets zu Höhepunkten der rednerischen Spannung macht. Denn was diese Reden samt und sonders auszeichnet, ist ja die außerordentliche Kunst der Darbietung. Ohne der sachlichen Erörterung ein Lot an Gewicht zu rauben, weiß Gottfried Bohnenblust sie in edle, klassisch klare Sprache zu gießen, die geradezu an antike Redekunst gemahnt. Ungesucht stellen sich da immer wieder einprägsame und klangschöne Formulierungen ein, die alle Eignung haben, geflügelte Worte zu werden, kristallhaft zusammengeslossen aus den Ausdruckselementen erlebter Erkenntnisse. Solche scharfsinnige Klarheit und gedrängte Ballung des Wortes, die keine leeren Stellen duldet — darf man sie vielleicht auf die Berührung mit französischem esprit zurückführen? Jedenfalls ist sie eine ungewöhnliche Erscheinung in der wissenschaftlichen Literatur der deutschen Schweiz. Und wieviel eindrucksvoller muß diese „klassische Sachlichkeit“ je und je in der Urform der gesprochenen Rede gewesen sein! Wem es vergönnt war, die eine oder andere zu vernehmen, wird den Vollklang auch aus dem gelesenen Worte noch heraus hören. Es ist eine Zweckfrage der Unfähigen, daß wissenschaftliche Belehrung notwendig „trocken“ sei. Leuchtende Beispiele, denen sich nun die Reden „Vom Adel des Geistes“ anreihen, zeugen für das Gegenteil.

Hoher Genuß bereiten die literaturgeschichtlichen Reden der ersten und der zweiten, ausschließlich dem schweizerischen Schrifttum gewidmeten Reihe. Da legt uns ein ebenbürtiger Geist, der über das zweite Gesicht eines Dichters verfügt, mit Scharfblick und Wärme zugleich das Werk der Großen oder doch Echten unter den Dichtern aus. Und obwohl er auch hier den Höhenpfad vornehmer Geistigkeit nie verläßt, gefällt er sich nicht in dünkelfahster Ausschließlichkeit. Diesem Gelehrten hört die Literatur nicht bei Goethe oder allenfalls Keller auf. Er schenkt auch dem silbernen und dem ehernen Zeitalter Beachtung, über Lienert und Maria Waser bis auf unsere Zeitgenossen (gelegentlich der Abhandlung „Das Erlebnis Italiens in der Dichtung der deutschen Schweiz“). Von dieser Feder wünschten wir uns eine schweizerische Literaturgeschichte. Sollte uns dieser große Wunsch nicht erfüllt werden können, so doch vielleicht der: daß ein zweiter Band uns eines Tages weitere Dichterbildnisse schenke. Der üblichen akademischen Literaturbetrachtung, die in ewigem Kreislauf um die gleichen Gestalten und Probleme herumflügelt, ist man so müde. Hier aber spricht eine Persönlichkeit, die, wie seinerzeit etwa Adolf Frey, ihr eigenes Urteil

setzt und, was sie sagt, „im innern Herzen spüret“. Die Rede über Leuthold, die den unglücklichen Poeten mit tief verstehender, aber nicht unkritischer Anerkennung dem Vergessen entreißt, mag als Musterbeispiel hervorgehoben werden. Dem Autor verdanken wir ja auch eine große Leuthold-Ausgabe.

Doch damit ist das Ideenreich der Sammlung noch nicht abgeschrieben. Denn sprechender- und ansprechenderweise ist dem „Adel des Geistes“ eine Gruppe „Eidgenössischer Humanismus“ zugesellt und untergeordnet: eine Titelgebung, die Gottfried Bohnenblust unbekümmert um die Mäkeleien der „Kritiker“ ruhig wagen durfte, er, der Zeit seines Wirkens und Schaffens auf die Vertiefung und Veredlung des eidgenössischen Gedankens hingearbeitet und ihn in selbständiger Sinnggebung durchdacht, durchgeistigt, ja verklärt hat, während sich unsere Gebildeten noch im bodenlosten Internationalismus gefielen. Dieser Eidgenosse brauchte kein frischgenährtes Schweizerfähnchen herauszuhängen, als unsere Landesgrenzen auf einmal im Kurse stiegen. Die einst vielleicht des National-Enthusiasten lächelten, sind jetzt womöglich viel lautere „Patrioten“ als er. Wer darüber im klaren ist, daß auch heute noch weit herum im Lande Lokal- und Regionalpatriotismus schweizerische Gesinnung ersetzen müssen, wird es mit Genugtuung begrüßen, daß in der vorliegenden Sammlung nun eine Reihe bedeutamer Reden vereinigt sind zu einem Bollwerk schweizerischer Einheitspolitik. Da gewinnt die vaterländische Idee Gestalt und Gehalt, wie sie ein Gottfried Keller und die Schöpfer des 48er Bundes vertraten. Auch die Vorstellung des Gesamtwaterlandes, die bei der Vielgestaltigkeit unseres Heimatbodens keine unmittelbare Anschauung sein kann, ist nicht selbstverständlicher Besitz aller. Sie muß genau wie religiöses Ideengut immer wieder gedacht, geläutert und der Allgemeinheit zum Bewußtsein gebracht werden. Und das zu vollbringen, ist der Mühung der Besten wert. Und gerade die Vortragsreihe „Eidgenössischer Humanismus“ wird der Gegenwart und Zukunft dartun, was unsre nationale Erziehung Gottfried Bohnenblust zu verdanken hat. Da ist ein Gedankenhort gehäuft für Generationen Junger und Alter, die wahre Schweizer und gute Europäer werden und Humanität aus Geistes- und Herzensbildung betätigen wollen. Wir brauchen es nicht erst künftigen Geschlechtern zu überlassen, daß sie ihre führende Jugend emporschauend lehren zu diesem großen Patrioten und Humanisten der Zeit beider Weltkriege, dem Adel des Geistes und wahres Menschentum die Krönung des Schweizer sinnes bedeuten.

Müssen wir nicht des Schicksals Fügung bewundern, das just ihn eine besondere Sendung zu erfüllen bestimmte, zu der er die höchste Eignung mitbrachte? An den Hochschulen von Genf und Lausanne war er berufen, für deutsches, auch deutschschweizerisches Geistes-schaffen einzutreten, und dieser Aufgabe ist er voll gerecht und der glückliche Mittler und Brückenbauer zwischen Deutsch und Welsch geworden. Seine Verdienste in dieser Ehrenstellung und nicht zuletzt als Leiter der berühmten Genfer Gesellschaft

für deutsche Kunst und Geschichte sind längst anerkannt. Diesem Wirkungsbereich sind denn auch die letzten der Reden gewidmet, die feinhörig den Beziehungen nachforschen, welche Genf und die Waadt mit dem Geistesleben der deutschen Schweiz, mit der Welt in Geben und Empfangen verbunden haben.

So schließt sinnvoll das monumentale Werk, über die Sprachgrenzen hinweg um gleichen geistigen Strebens willen aufrufend und verpflichtend. Anziehend und fruchtbarer als die beliebten buntscheckigen Aufsatzsammlungen zu einem Gelehrtenjubiläum ist dieses werthafte Geschenk des Sechzigers an die Nation trotz der Vielfältigkeit der Probleme und Themen unverkennbar zu harmonischer Einheit zusammengeschlossen kraft einer starken, edelm Geistesstreben glühenden Persönlichkeit. Die Übersicht am Schluß erinnert beiläufig daran, daß manche der Reden weit über unsre Landesgrenzen hinaus von schweizerischem Geiste künden durften. Berlin, Leipzig, Frankfurt, Wien, Prag und Brüssel haben sie gehört, und wir sind stolz auf diesen Ränder eidgenössischer Art und Kunst.

Vor Jahren (1922) hat bekanntlich ein angesehener Leipziger Verlag, H. Haessel, sich für das dichterische Schaffen Gottfried Bohnenbluffs eingesetzt mit der Veröffentlichung einer vielbeachteten Übersetzung „A Dur“. Wir betrachten es als eine Ehrenpflicht gegenüber dem verdienten Urheber der Sammlung Reden „Vom Adel des Geistes“, dankbar auch seines dichterischen Werkes zu gedenken. Er hat in seinem schönen Sonett auf Adolf Frey selber das Wort geprägt „Denn nur der Dichter mag den Dichter deuten“. Unzweifelhaft, und nur in der Schmelzglut dichterischer Wortschöpfung konnte die Sprache der Reden diesen Klang und Glanz gewinnen; nur das warm durchblutete, nicht bloß wissenschaftliche Interesse des Poeten für den Poeten die literaturgeschichtlichen Bildnisse der Vorträge mit so leuchtenden Farben malen.

Das gelang schon dem Dichter der „A Dur“ in gedankenträchtigen und geistdurchblitzten Ritornellen, entzückenden Gegenständen zu den entsprechenden Reden. Um einige herauszugreifen:

G a u d e n z v o n S a l i s - S e e w i s .

In trauter Heimat, auf dem stillen Grab
Bergblumen singen: Eia, terra levis.

G o t t f r i e d R e l l e r .

Lang schlich dein Pfad durch schwere Nebel hin,
Doch unter Sternen ward es hell und heller.

H e i n r i c h L e u t h o l d .

Wie mancher, der die wilde Harfe schalt,
Hört er dich singen, wird er dir noch heut hold.

A d o l f F r e y .

Harsh blasen Hörner, Helden ziehn zur Schlacht —
In weichen Lüften weint ein ferner Mai.

Irren wir nicht, so sind diese Gedichte bereits in Genf entstanden. Gallischer Geist, Erbtum römischer Schlagfertigkeit, sprüht in den eleganten Kurzformen. „Ein Wort zuviel: verlorneß Spiel“, lautet das bezeichnende Motto einer Spruchgruppe. Wie wird da der Gegensatz zwischen Dichtern und Erklärern lebendig in dem Sechszweiler

Catullus cum notis variorum.

Sternlose Nacht: In wilden Schmerzen
Ist einst dies Lied wie Himmelsterzen
Zu leuchtendem Gesang erwacht.
Nun strömt's aus breitem Tintenfass
Durch kalter Noten schwarzer Gasse
Und schlummert tief: Sternlose Nacht.

Blank und scharf wie Degenklingen sind auch die Sprüche erfahrener Lebensweisheit.

Wer sich die Welt erkoren hat,
Verliert zu allen Stunden . . .
Und wer sie nie verloren hat,
Hat sich noch nie gefunden.

Tägliches Brot, ein Wunder: die Speise, die täglich gerüstet.
Brot, ein tägliches Wunder: die Speise, die täglich gelüstet.

Wie unmittelbar einfach dann wieder ein Bild gewinnender Menschlichkeit:

Die Richter.

Auf harter Bahre lag ich heute Nacht,
Gab auf den schwarzen Zug der Richter acht.
Sie nahen kalt dem Toten, nickten schwer,
Und jeder murmelt kühl sein Sprüchlein her:
„Zu stark! Zu schwach! Zu heftig! Viel zu mild!
Zu wenig derb! Zu wahr! Zu weich! Zu wild!“
Zulezt ein Kind — wann hast mich du gekannt? —
Spricht leise, zu der Richter Chor gewandt:
„Ich bitte, laßt den Mann in Frieden gehn.
Er hat mich einmal freundlich angesehen.“

Und ist es nicht, als wäre das Zeitgemälde „Tod weht auf Erden“, das die Weltstimmung um 1916 festhält, in diesen letzten Jahren erlebt und geformt worden? Ein Kennzeichen zeitlos gültiger Anschauung.

Tod weht auf Erden. Sommer und Herbst entflohn.
's wird Winter. Alle Himmel im Feuer lohn.
Tod weht auf Erden.

Wir sahen den Frühling, harrten der Ernte dann . . .
Ach, tauben Ohres Jahr uns um Jahr verrann,
Tod weht auf Erden.

Die Erde fleht: Ihr opfert der Brüder Blut?
Mir graußt des Trunkes! Hemmt die lebendige Flut!
Tod weht auf Erden.

In Scham und Schauer zittert der Mutter Herz:
Ich bin Ein Grab. Mich mordet der Menschen Schmerz.
Tod weht auf Erden.

Möchten die Sprecher und Sprecherinnen von Gedichten, die jetzt wieder Zuhörer finden (mehr als Gedichtbücher Leser), die Wortmusik der „A Dur“ zum Klingen bringen! Dann erst kommt sie zur verdienten vollen Wirkung.

Dieselbe Kraft der Wortballung, der hastenden Prägung bewährte bereits Gottfried Bohnenblusts Iyrischer Erstling (Gedichte, 1912, verlegt von Huber in Frauenfeld). Im ganzen geben sich diese Verse weicher, fülliger, in gutem Sinne jugendhafter. Doch auch sie schon zeichnen Stimmungskraft, Haltung und ein hoher Ernst aus. Ein Lebensalter nach dem Einbringen und Keltern der Ernte hat ihrer Süße und Sinnigkeit, ihrer Würze und Herzensweisheit keinen Eintrag getan. Wie guter Wein sind sie mit den Jahren, so will es uns beim Wiedergenießen vorkommen, noch gehaltvoller geworden. Die zeitliche Entfernung vom Werderausch entscheidet über die bleibende Bedeutung Iyrischer Kunst.

Schon in dieser Sammlung bekundet sich eine Vorliebe für klassische Maße, für epigrammatische Kürze. Dafür einige Pokalproben aus den Musiker-Silhouetten, die zu reizvollem Vergleich mit den Reden anregen.

B a c h.

Sprudelnder Bach, du quillst aus ewigen, göttlichen Bergen
Jugendlich treibend und stark in die erwartende Welt.
Doch bist du der fröhlichste Fluß, der stolzeste Strom auch,
Bist in Brandung und Ruh groß ohne Grenzen — das Meer.

S c h u m a n n.

Stets, wenn deine Lieder erklingen, so streift eine Hand mir
Leise und weich und warm über die traurige Stirn.
Wend' ich mich drauf, so trifft dein dunkel funkelndes Aug' mich,
Stumm und schwer und tief, aber unendlich verklärt.

G r i e g.

Einsam treibt dein Rahn durch träge nordische Fluten,
Während du ruderst und ruhst, geigen die Geister im Grund.

Eine schwermütige Schönheit, in Farben umgesetzt: Gold auf violetem Grunde wie das Buchgewand, atmen die Lebenslieder. Gleich das Eingangstück bezaubert:

W o l k e n w a n d e l.

Wir wandern glühend
Den Erdenlauf;
Rot blühn am Himmel
Die Wolken auf.

Jung ist das Werden,
Schwank ist der Steg;
Entwerden wird es
Den weiten Weg.

Die Wolken rauschen
 Ur tiefen Sinn:
 Wir werden wandelnd
 Und schwinden hin.

Alles soll kehren
 Zum alten Born —
 Wachsen und fallen
 Muß Korn und Dorn.

Glühe doch, wolken=
 Wandelnder Schein!
 Voll sind die Kelche,
 Ewig der Wein.

Aber auch persönlichstes Erleben, das Kernmotiv der Liedkunst, herz= bewegend zu gestalten, glückt dem jungen Poeten. Unvergeßliche Dichtun= gen, gefüllt mit Empfindung, klingen auf, dann italienische Landschafts= bilder, Kostbarkeiten, die wir künftige Leser selber entdecken lassen wollen. Der umfangreiche, auch bilder= und tönereiche Band, ein Dichterbuch von Rang, wird deren immer mehr bekommen. Und die schweizerische Literatur= geschichte wird dieses auf seinen Platz erheben.

Politische Rundschau

Zur Lage.

Vergeblich wartete die europäische Öffentlichkeit — soweit sie überhaupt einen englischen Sender abhören darf, und das sind nicht mehr besonders viele — am Sonntag Abend, dem 26. März, auf Churchills Erklärungen zur Atlantikcharta, damit sie wenigstens einige Ordnung in das nachgerade beängstigende Durcheinander und Gewirr im Umkreis jenes Problems bringe, das nicht allein die gequälten Völker, sondern uns alle — und dies aus doch sehr wohl verständlichen Gründen — immer brennender zu interessieren beginnt; aber die Hoffnung war vergebens. Und dabei ist leider der Grund für dieses Versagen nicht einmal fernliegend: tatsächlich weiß man nämlich weder in England noch in den Vereinigten Staaten im Ernst, was man will; dafür weiß man es aber in Moskau umso genauer. Jedenfalls ist es so, daß, je mehr sich der Krieg in jenes Stadium begibt, wo, für die politische Führung wenigstens, durchaus nicht mehr die eigentliche Entscheidung im Vorder= grunde steht, sondern vielmehr der Blick immer stärker auf das gerichtet wird, was nach dieser Entscheidung kommen soll, eben alle die schönen Theorien nun irgendwie in das praktische Denken gesetzt werden sollten, und da muß es ja zwangsläufig hapern. Ist nun schon das Durcheinander besorgniserregend, das uns der Schau= platz der Diskussionen um die Organisation Europas nach dem Kriege in England bietet, so erscheint noch grotesker das Bild, das uns aus der Stim m u n g s = Lage der Vereinigten Staaten herüber geworfen wird; am bedenk= lichsten aber steht es dann, wenn man sich gar der Beurteilungsunterschiede bewußt wird, die zwischen den U. S. A. einerseits und England andererseits in diesen Fragen bestehen. Weiter weg vom Geschick, sind die U. S. A., wenn man so sagen darf, in Bezug auf die Atlantikcharta irgendwie linientreuer geblieben; man spricht